

**MATT SHAW**

**PERVERSE**  
**SCHWEINE**

Aus dem Englischen von Iris Bachmeier

**FESTA**

Die englische Originalausgabe *Sick B\*stards*  
erschien 2014 im Verlag Createspace Independent Publishing.  
Copyright © 2014 by Matt Shaw

1. Auflage Januar 2017  
Copyright © dieser Ausgabe 2017 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: Arndt Drechsler  
Alle Rechte vorbehalten

# 1 FAMILIENZEIT

## JETZT

Ich stieß zu und ihr entfuhr ein Quieken. Wäre ihr Gesichtsausdruck nicht gewesen – ein Anblick purer Lust –, hätte ich gedacht, ich hätte ihr wehgetan. Zumindest glaubte ich, dass ihr Ausdruck ein lustvoller war. Schwer zu sagen beim Licht einer schwachen Flamme, die von der Dunkelheit des Raumes verschluckt wird. Nicht dass es mich interessiert hätte, wenn es ein schmerzlicher Ausdruck gewesen wäre. Es gibt so viel Schmerz auf der Welt – was macht da ein bisschen mehr schon aus? Ich zog mich ein wenig zurück und stieß mit derselben Aggressivität noch mal zu. Wieder jaulte sie auf und vergrub ihr Gesicht im Kissen, während sie gleichzeitig ihren Arsch in die Luft reckte, damit ich noch tiefer eindringen konnte. *Das war definitiv kein Ausdruck des Schmerzes.* Ich ließ es mir nicht zweimal sagen und erhöhte das Tempo und die Härte, mit der ich mich in sie bohrte. Wir machen nicht Liebe. Haben wir nie. Wir ficken.

Ich zog mich zurück und drehte sie auf den Rücken. Ihre Antwort war ein heftiger, harter Schlag in mein Gesicht. Ich lächelte sie an. Sie spuckte nach mir.

»Fick mich!«, befahl sie.

Ich brachte mich auf ihr in Position und rampte wieder hinein. Ein tiefer Seufzer von uns beiden. Das fühlte sich so gut an. So feucht und dabei so unglaublich eng. Ich sog ihren Duft ein. Kein Parfüm. Sie trug nie Parfüm. Egal. Ich habe mich an den Geruch gewöhnt, der entsteht, wenn sich ihr Duft mit meinem vermischt. Inzwischen mag ich ihn irgendwie. Ich atmete schwer, während ich weiter hart und schnell zustieß – so wie wir beide es mochten. Ich stand kurz vor dem Höhepunkt, aber mir war klar, dass sie länger brauchte. Entweder das, oder sie wollte, dass ich das Spiel noch ein bisschen weiter trieb. Ich legte meine Hände um ihren Hals und drückte fest zu – dabei klemmte ich ihr Haar ein, so wie sie es mochte. Sie keuchte und wehrte sich, das gab meinen Empfindungen das gewisse Etwas. Inzwischen rötete sich ihr Gesicht. Ich war nicht sicher, ob sie kurz davorstand oder ob es daran lag, dass ich das ganze Blut abdrückte.

Ein Klopfen an der Tür unterbrach uns. Bevor wir eine Chance hatten, uns zu bedecken, ging die Tür einen Spalt auf und Mutter streckte den Kopf herein. »Ich habe euch stundenlang gerufen!«, meckerte sie. »Lass deine Schwester runter! Abendessen ist fertig.«

Der Moment war verdorben und ich zog mich zurück; ein Strahl klebrigen Samens spritzte quer über Schwesterchens Bauch. Sie sah ebenso frustriert aus, wie ich mich fühlte. Mein Orgasmus ruiniert, ihrer in der allerletzten Minute verwehrt.

*Danke, Mum, vielen Dank. Großartiges Timing, wie üblich.*

»Du schuldest mir was«, schnaubte meine Schwester, als sie ihr Höschen hochzog, ohne das Sperma zu

beachten, das über ihren Bauch rann. Ich blinzelte ihr zu, um ihr zu signalisieren, dass sie später dran war, und warf mir Hose und Hemd über.

Zusammen gingen wir hinunter, ich voran – die Kerze aus dem Schlafzimmer in der ausgestreckten Linken, beleuchtete ich unseren Weg, damit wir auf den Stufen nicht stolperten. Mutter war bereits an den Tisch zurückgekehrt, wo Vater auf uns wartete. Er stand mit einem Messer in der Hand vor dem Fleisch, um es zu tranchieren.

Ich wünschte, er hätte mich das Fleisch aufschneiden lassen, nur dieses eine Mal. Ich hätte mit der Kehle angefangen.

Was das Essen angeht – es starrte meine Schwester und mich an. Die Augen ängstlich aufgerissen. Es schüttelte den Kopf und murmelte durch den durchnässten Fetzen, der in seinen Mund gestopft war, wir sollten ihm helfen. Die alte Leier. Es war ziemlich verstörend, als wir zum ersten Mal hörten, wie das Fleisch um sein Leben bettelte. Das hätte das Festessen beinahe völlig ruiniert (und damals war es ein Festessen – ein himmlisches sogar). Jetzt ist es bloß noch ein Teil der Vorspeise. Ich habe nie gewusst – oder verstanden –, warum Vater nicht als Erstes die Zunge herausgeschnitten hat, sobald das Fleisch an den alten Esszimmertisch gefesselt war. Ein Teil von mir denkt, er muss die Interaktion damit mögen.

Männerfleisch diesmal. Ich war ein klein wenig enttäuscht. Ich bevorzuge die weibliche Variante, weil ich finde, dass die Haut leichter zu kauen ist. Scheint bei den Männchen immer zäher zu sein. Ich bin nicht sicher, ob das wirklich der Fall ist oder ob mir meine Einbildung

vorgaukelt, es wäre so. Das ist nichts, was ich jemals mit irgendwem aus meiner Familie diskutiert habe. Ich will nicht, dass sie denken, ich wäre undankbar. Das bin ich nie. Keiner von uns ist undankbar. Ich fühle mich nur nachträglich ein wenig schuldig für das, was wir einem Mitmenschen angetan haben.

Ich setzte mich neben Mutter und blies die Kerze aus, bevor ich sie neben meinem Teller auf den Tisch stellte. Hier drin brauche ich die Kerze nicht – dies ist einer der am besten beleuchteten Räume in dem alten Landhaus, mit mindestens vier Kerzen in jeder Ecke. Andererseits muss es hier drin hell sein, nicht dass einer von uns versehentlich auf einen Knochensplitter beißt.

Mutter zwinkerte mir zu. »Wie ich sehe, hast du ein paar von den Tricks übernommen, die ich dir beigebracht habe. Ich habe dir gesagt, sie würde es genießen.«

Ich warf ihr einen schnellen Blick zu, um sie zum Schweigen zu bringen. Über solche Sachen reden wir nicht bei Tisch. Das gehört sich nicht. Tatsächlich reden wir über diese Dinge überhaupt nicht, wenn Vater und Schwesterchen dabei sind. Es sollte unser schmutziges kleines Geheimnis sein. Jedenfalls sagte sie das an jenem Abend, als sie zum ersten Mal in mein Schlafzimmer schlich, mit nichts an als schwarzer Unterwäsche und zerrissenen Strümpfen. Unser schmutziges, aber höchst vergnügliches kleines Geheimnis, und ich wollte, dass es so blieb. Ich wollte nicht, dass Schwesterchen dachte, ich würde sie betrügen. Sie wird manchmal übermäßig eifersüchtig. Ich erinnere mich daran, wie sie mich mal kurz vor dem Abendessen mit einem Stück Weibchenfleisch erwischt hat. Schon allein die Tatsache, dass ich mich auf

ein Gespräch damit eingelassen hatte, ging ihr gegen den Strich. Offenbar gefiel ihr der Ausdruck in meinen Augen nicht.

Ich schaute zu Schwesterchen hinüber, um zu sehen, ob sie es gehört hatte. Hatte sie nicht. Sie saß gleich neben Vater und hatte schon die Hände gefaltet, um Gott zu danken. »Lieber Gott, wir danken dir für das, was du uns beschert hast ...«

»Ich weiß gar nicht, warum du dich damit aufhältst«, sagte Vater. »Er hört ja doch nie zu.« Und damit versenkte er das Messer im Bein des Fleisches. Das kreischte auf. Das Fleisch kreischte immer. Als wir das erste Mal so ein Essen hatten, fand ich es abstoßend. Schwesterchen genauso. Mutter und sie weinten damals, aber wir wussten, dass wir es essen mussten, sonst wäre alles umsonst gewesen. Sogar Vater wirkte angeekelt. Inzwischen ist es normal für uns. In der Welt von gestern hätte ich es mit den Geräuschen verglichen, die ein Hummer macht, wenn man ihn in einen Topf mit kochendem Wasser wirft ...

Das Fleisch brüllte wieder, als Vater einen großen Fetzen Fleisch von seinem Oberschenkel abriss.

Mutter hielt ihren Teller hin und Vater ließ die Fleischscheibe drauffallen. Ein bisschen Blut spritzte auf ihre Hand, aber das störte sie nicht. Sie leckte es einfach ab. Ihre Augen glänzten.

Das erste Mal, als wir Blut probierten, löste es bei uns allen Brechreiz aus. Das war zu erwarten. Wir würgten auch, als wir das Fleisch kauten. Beim ersten Mal. Trotzdem hat es keiner ausgekotzt. Wir wussten, das konnten wir uns nicht leisten. Wir wussten, dass wir uns durch den Würgereiz durchkämpfen mussten. Dankbar sein für

das, was wir hatten, denn damals gab es sonst nicht viel. Jetzt hingegen – Monate später – haben sich die Dinge verändert und wir alle haben uns an den kupfrigen Geschmack gewöhnt. Allerdings darf man es damit nicht übertreiben, weil man davon krank wird. Schwesterchen musste das auf die harte Tour lernen und lehrte uns alle eine wertvolle Lektion.

Ein Stück Fleisch landete auf meinem Teller, nachdem meine Schwester ihres bekommen hatte. Das Essen war mittlerweile still geworden, wie es das immer tat. Es war nicht tot. Man konnte es immer noch atmen sehen. Wie gewöhnlich war es einfach bewusstlos geworden.

Auch das war normal.

Stumm begannen wir zu essen, als Vater sich mit seinem eigenen Teller voll Fleisch setzte – ein großes Stück vom anderen Bein. Er sah zu uns auf und lächelte, als er den ersten Bissen in den Mund schob, als wäre es zartes Hühnchen. Ich schaute zu meiner Schwester und meiner Mutter, und auch sie schaufelten gerade ihren ersten Mundvoll in sich hinein.

Es war nicht immer so.

Früher war es anders.

## **ZU EINER ANDEREN ZEIT**

In manchen Teilen der Welt pflegte der Himmel blau zu sein (an einem guten Tag). Wenn wir Glück hatten, bekamen wir auch über dem Vereinigten Königreich einige dieser blauen Himmel zu sehen, aber meistens gaben



wir uns mit dem Grau zufrieden, an das wir gewöhnt waren. Das Gras war grün. Die Bäume wiegten sich in was auch immer für Winden, die sich an dem Tag regten, an dem man sie zufällig betrachtete. Voller Leben, wie sie von einer Seite zur anderen tanzten und dabei gelegentlich ein, zwei Blätter abschüttelten. In den Flüssen strömte (halbwegs) klares Wasser, das ebenfalls vor Leben strotzte, mit Fischen in allen Größen, die auf der Suche nach Nahrung und Wärme herumflitzten. Vögel glitten singend über den Himmel, allein oder in Schwärmen. Und die Menschen – so viele Menschen – gingen überall ihrem täglichen Leben nach: manche fröhlich und vergnügt, ein paar mürrisch, und ein Großteil erledigte einfach still, was erledigt werden musste.

Das waren andere Zeiten, schon klar. Eine Welt voller Leben. Eine Welt voller Hoffnung. Zumindest so viel Hoffnung, wie sie aufbringen konnte, während bestimmte Gruppierungen und Länder nicht miteinander auskamen und einander von entgegengesetzten Seiten des Globus in höchster Alarmbereitschaft beobachteten, alle in dem Glauben, sie hätten mehr Rechte als die Personen (oder Leute), mit denen sie sich befassten. Ehrlich gesagt, waren sie alle gleich.

So weit erinnere ich mich.

So viel zu dem, was mir von der alten Welt überhaupt im Gedächtnis geblieben ist.

Die neue Welt ist ein viel trostloserer Ort. Ich war draußen und der gelbe Himmel war anscheinend zur Normalität geworden, die Bäume um unser Haus scheinen immer noch Leben in sich zu haben, aber ich bin sicher, es wird nicht lange dauern, bis sie verdorren und

sterben wie die anderen vor ihnen. Vielleicht wird sich die gelbe Schattierung, die mein Vater beschrieben hat, wie sie in der dichten Atmosphäre hängt, schleichend bis zu uns ausbreiten? Vielleicht brauchen diese Dinge einfach Zeit? Und wenn sie uns erwischt, taumeln die restlichen Vögel, die in den Bäumen Schutz suchen, bei denen wir es irgendwie geschafft haben, sie zu erhalten, dann einfach tot zu Boden?

Ich war als Erster aufgewacht – abgesehen von Vater natürlich. Eine meiner deutlichsten Erinnerungen. Ich kann sie wiedergeben, als wäre das alles gestern geschehen. Es war aber nicht gestern. Es ist Monate her. Ich bin nicht sicher, wie viele. Die Uhren funktionieren nicht mehr, ebenso wenig wie die Stromversorgung. Unsere Handys sind auch längst tot, sodass wir sie nicht für die Zeitmessung oder als Kalender benutzen können.

Vater starrte aus dem Fenster. Ich erinnere mich, wie verängstigt er aussah. Ich entsinne mich auch, dass ich ihn nicht erkannte.

»Wo bin ich?«, fragte ich, aber er machte »Pst!«, damit ich still war. Da dachte ich noch, er wollte nicht, dass ich Schwesterchen und Mutter aufweckte, die neben mir schliefen. Wir drängten uns alle im gleichen Bett zusammen. Ich weiß noch, wie unwohl ich mich dabei fühlte – so eng neben ihnen. Nicht weil ich zu schüchtern gewesen wäre, mein Bett zu teilen, sondern weil ich nicht wusste, wer sie waren.

Ich kletterte vom Bett und stellte mich neben Vater ans Fenster.

Er flüsterte: »Ich glaube nicht, dass mir jemand gefolgt ist.«

Selbst wenn ich es vergessen wollte, glaube ich nicht, dass ich das Bild jemals aus meinem Kopf kriege, wie bleich er an diesem Tag aussah. Seine Augen waren von dicken schwarzen Ringen umgeben, seine Haare wirkten fettig und zerzaust. Noch auffälliger war, dass er aussah, als hätte er panische Angst.

Er drehte sich um und sah mich ausdruckslos an. Er erkannte mich ebenso wenig wieder wie ich ihn vorher. Das Erste, wonach er mich fragte, war mein Name. Ich konnte ihm nicht sagen. Selbst heute noch nicht. Er wusste weder seinen eigenen noch die der beiden Damen auf dem Bett. Aber er zeigte mir ein Foto, auf dem wir vier beieinanderstanden, eingefangen in einem Moment der Fröhlichkeit. Ich kann mich nicht erinnern, wann es aufgenommen wurde.

Er erzählte mir, er habe es in der Sonnenblende des Autos gefunden, mit einem Stück Klebeband befestigt. Ein Hinweis darauf, wer wir waren. Er selbst saß auf dem Fahrersitz, Mutter offenbar daneben und meine Schwester und ich auf dem Rücksitz. Im Kofferraum lag ein Koffer. Quer durch den Raum zeigte er darauf. Er hatte ihn geöffnet, während wir schliefen. Die Kleidung darin war ein Mischmasch verschiedener Größen und Stile. Der Koffer war eindeutig völlig kopflos gepackt worden. Wer auch immer es gewesen war, hatte zusammengerafft, was er finden konnte, und einfach hineingeworfen.

Ich fragte ihn, wie wir aus dem Auto in das Haus gekommen waren. Daran, ihn zu fragen, wessen Haus das eigentlich war, dachte ich nicht – jedenfalls nicht gleich –, aber als ich es dann tat, sagte er, jetzt sei es unseres.

Offenbar war er im Auto aufgewacht. Die Wucht der

Explosion musste ihm das Bewusstsein geraubt haben, genau wie uns. Und sie hatte uns unsere Erinnerungen genommen. Irgendeine Art von Reaktion auf die Druckwelle. Er wusste nicht, wo er hinfuhr – mir sagte er nur, er habe das Gaspedal durchgetreten und sei losgerast. Es war reiner Zufall, dass wir an diesem leer stehenden Haus vorbeikamen.

Ich fragte: »Was für eine Explosion?«, und da erzählte er mir von der Bombe. Er wusste nicht genau, wo sie hochgegangen war, denn er konnte sich nur bruchstückhaft erinnern. Die größte Explosion in der Geschichte und Millionen Tote beim Einschlag.

»Wir müssen uns geschnappt haben, was wir konnten, und ins Auto gesprungen sein.«

»Um wohin zu fahren?«, fragte ich, aber er zuckte nur mit den Schultern. Falls wir einen Plan gehabt hatten, konnte er sich nicht mehr daran erinnern. Für den Moment schien er damit zufrieden, in diesem Haus zu warten. Ich bin mir bis heute nicht sicher, ob es daran lag, dass er sich hier sicher fühlte, oder ob uns, wie er mir später erzählte, das Benzin ausgegangen war, als wir ankamen. Glück im Unglück.

Ich schaute aus dem Fenster, wohin er sah, und fragte, wonach er Ausschau hielt.

»Plünderer.«

Er erklärte mir, dass die Gesellschaft zerfällt, wenn schlimme Dinge passieren, und dass dann jeder auf sich selbst gestellt ist. Es ist den Leuten egal, wem sie damit schaden. Sie wollen sich einfach nur schützen und überleben.

»Ich weiß nicht, wo die Besitzer dieses Hauses sind«,

sagte er. »Aber jetzt gehört es uns und wir müssen es verteidigen. Hörst du, Sohn?«

Ich hatte ihn schon verstanden. Das Wort ›Sohn‹ klang aus seinem Mund irgendwie merkwürdig. Fremd. Ich schaute auf das Foto. Vater, Mutter, Tochter und Sohn.

## ÜBERLEBEN

Keiner von uns konnte sich an seinen Namen erinnern, als wir erwachten. Und so sehr wir uns auch bemühten – sie kehrten nie zu uns zurück. Ich frage mich bis heute oft, wie mein Name gelautet haben könnte. Schwesterchen sagt, ich sehe aus, als könnte ich ein ›Ben‹ gewesen sein. Wenn ich in den Spiegel schaue, sehe ich allerdings keinen ›Ben‹.

Ich bin nicht sicher, wann wir den Versuch aufgaben, uns zu erinnern. Durch den Neubeginn in diesem fremden, wenn auch unter den gegebenen Umständen gemütlichen Haus hätten wir die Gelegenheit nutzen können, uns neue Namen auszusuchen. Wir entschieden uns dagegen, in der stillen Hoffnung, dass unsere Erinnerungen – eines Tages – genauso unverhofft zurückkehren würden, wie sie vorher verschwunden waren. Wir wollten lieber abwarten, was passiert, anstatt die Namen für immer zu verlieren; verborgen hinter ein paar aus der Luft gegriffene Attrappen. Wie sich herausgestellt hat, kamen wir selten in die Verlegenheit, uns mit Namen anzusprechen. Bei den seltenen Gelegenheiten hielten wir es einfach: Mutter war Mutter, Vater war Vater und Schwesterchen

war Schwesterchen. Für meine Schwester war ich Brüderchen, für unsere Eltern waren wir Tochter und Sohn.

Die Besitzer des Hauses kamen zu unserer großen Erleichterung nie zurück. Wir hatten es für uns beansprucht und ich war – damals – nicht sicher, wie weit wir gegangen wären, damit das so blieb. Wenn man mich heute fragt, lautet die Antwort schlicht: Wir würden so weit gehen, wie es nötig wäre, um zu behalten, was wir als unser Eigentum betrachten. Wir haben auch nie erfahren, wohin sie gingen. Ich konnte mir gut vorstellen, dass sie dasselbe getan hatten, was wir versuchten – das Auto vollpacken und sich auf den Weg machen, um der Vernichtung zu entgehen. Vater hat den Gedanken aber verworfen. Er sagte, wenn sie das getan hätten, hätten sie das Essen aus den Schränken mitgenommen. Aber so, wie die Dinge lagen, waren die Schränke voll von Lebensmitteln aller Art. Für jeden war etwas dabei. Ein echter Glückstreffer, wenn man bedenkt, dass wir keine Ahnung hatten, wo die nächsten Läden waren, die noch geöffnet hatten (falls es überhaupt noch Läden gab). Aber sie hatten nicht nur Lebensmittel gebunkert. In der Garage fanden sich Kerzen und Gaslaternen. Das war genauso gut in Anbetracht der Tatsache, dass es auf dem Grundstück keinen Strom gab.

Hatten die vorherigen Bewohner etwas gewusst, das wir nicht wussten? Das Ausmaß der Vorbereitungen, die sie getroffen hatten, ließ es so scheinen. Nein. Es musste einfach Glück sein. Letzten Endes war ich mir sicher, dass sie ihr Haus nicht verlassen hätten, wenn sie sich auf das Ende der Welt vorbereitet hätten. Schon gar nicht, ohne auf jeden Fall die Kerzen und die Lebensmittel mitzunehmen.

Die ersten paar Wochen verbrachten wir mit dem Versuch, im Autoradio einen Sender zu finden – irgendwelche Nachrichten aus der Außenwelt, die von Nutzen hätten sein können. Vater fummelte am Radio herum, weil er hoffte, man würde in der Nähe ein Zeltlager oder so was errichten, zu dem wir uns auf den Weg machen könnten. Die Frauen waren im Haus, und ich hatte Anweisung, neben dem Auto zu stehen und nach möglichen Plünderern Ausschau zu halten.

Natürlich war das Radio nutzlos. Nur Rauschen auf allen Kanälen, die wir ununterbrochen durchprobierten, und dann – nach einer Weile – gab die Batterie endgültig den Geist auf und zerstörte jede Aussicht darauf, über das Radio Rettung zu finden. Am Schluss endeten wir beim Nichtstun. Wir hatten Nahrung, wir hatten einander und so beschlossen wir in der Gruppe, dass früher oder später Hilfe kommen musste. Die Tatsache, dass wir von Zeit zu Zeit etwas über unsere Köpfe fliegen sahen, das Militärmaschinen sein mussten, steigerte unsere Hoffnung noch.

Was die Lebensmittel betraf – wir aßen gut. Rückblickend betrachtet, war es wirklich dämlich. Wir hätten unsere Vorräte einteilen sollen. Versuchen, es länger reichen zu lassen, als es das tatsächlich tat. Ich glaube, wir schafften es, einen Monat lang gut zu essen, vielleicht auch länger, aber nicht viel. Als Vater klar wurde, dass die Lebensmittelvorräte schneller schrumpften als erwartet, fing er an, sie zu rationieren, aber natürlich kam das ein bisschen zu spät. Unsere Mahlzeiten wurden praktisch auf null reduziert, wir lebten von Notrationen, und alle wurden immer hungriger.

Ich glaube, Butterkekse vermisse ich am meisten.

Und richtiges Steak.

Die Fleischscheiben, die wir zu essen bekamen, bevor das passiert ist.

»Was ist passiert?«, fragte Schwesterchen Vater gelegentlich.

Er saß neben dem Feuer – wir verbrannten Holz, das wir mithilfe einer alten Axt aus der Garage draußen gesammelt hatten – und erzählte uns stückweise, wie es zum Abwurf der Bombe gekommen war. Ich bin bis heute nicht sicher, ob er die Wahrheit sagte oder einfach seine Fantasie benutzte, um zu begründen, was geschehen war. Kurz gefasst: Die Gier eines einzelnen Mannes führte zum Ende der Welt.

Vater berichtete uns, wie er die Pilzwolke in den Himmel wogen sah, und das grelle, blendende Licht der Explosion. Er beschrieb, wie der Knall seine Eingeweide bis ins tiefste Innere erschütterte, ihm augenblicklich schlecht wurde und er Angst bekam, irgendetwas Wichtiges könnte reißen. Noch mal – ich kann nicht sagen, wie viel davon wahr war und wie viel er sich ausdachte, damit wir Nutzen daraus zogen; eine kleine Gutenachtgeschichte für die Kinder.

Der Tag, den wir so fürchteten, kam nur allzu schnell. Die Lebensmittel waren praktisch aufgebraucht (bis auf ein paar Krümel hier und da) und unsere Mägen knurrten.

»Wir müssen das Haus verlassen«, sagte Vater eines Morgens zu mir, als ich zum nicht vorhandenen Frühstück herunterkam. »Wir müssen zusehen, dass wir etwas zu essen finden, bevor wir alle verhungern.«



Ich diskutierte nicht mit ihm. Ich wusste, wenn wir nichts unternahmen (und zwar bald), würden seine Worte erheblich weniger melodramatisch sein, als sie klangen. Ich fragte nicht mal, ob es nicht besser wäre, wenn einer von uns mit einer der Frauen im Haus blieb und die andere mit Vater hinausging. So wäre ein Mann draußen auf Nahrungssuche gewesen und einer drinnen, um das Grundstück zu verteidigen.

Chauvi-Denken?

Bevor die Bombe hochging und die Dinge sich veränderten, wären Frauen (auch in anderer Hinsicht) ebenso fähig gewesen wie Männer, da bin ich sicher, aber jetzt – in dieser neuen Welt – konnte ich nicht anders empfinden. Hatte zweifellos mit all den Geschichten über Plünderer zu tun, die Vater uns in den kalten Nächten erzählte.

Mit einem Küchenmesser, einer Axt und einer Fackel bewaffnet, verließen Vater und ich das Haus, um uns auf die Suche nach Vorräten zu machen. Wir wussten nicht, worauf wir stoßen würden. Auf ein wildes Tier vielleicht, das mit demselben Ziel wie wir durch die Wälder streifte? Vielleicht auf einen Hoffnungsschimmer? Was auch immer es war – bald nachdem wir das Grundstück verlassen hatten, wurde uns klar, wie schlimm die Lage tatsächlich war und dass nichts jemals wieder sein würde wie zuvor, trotz unserer Hoffnung auf ein Rettungsteam, das uns aus der Zerstörung in eine sichere Zuflucht bringen würde, die wir irgendwann Zuhause nennen könnten.

Als Vater und ich das erste Mal hinausgingen, schienen wir stundenlang zu laufen. In Wirklichkeit waren es wahrscheinlich nicht mehr als 30 Minuten, aber das war – natürlich – unmöglich zu sagen.

Mein erster Eindruck war, dass alles ganz normal schien. Das machte es umso herzerreißender, wenn man begriff, dass es nicht so war. Ungeachtet des Anblicks war die Welt zerstört und die Chancen standen gut, dass wir mit jedem Atemzug verstrahlte Luft aufnahmen. Ein unsichtbarer Killer.

Vater hörte es als Erster: die Geräusche von brechenden Zweigen ganz in unserer Nähe. Er legte den Finger auf die Lippen, um mich zum Schweigen zu bringen, noch bevor ich den Mund aufmachte. Ich hielt mich daran und schwieg. Wenn am Ende die Chance auf eine Mahlzeit dabei herausprang, wollte ich nicht derjenige sein, der sie verscheuchte.

Ich hielt mich im Hintergrund, als Vater mit der Axt in den Händen voranging – souverän und bereit, sie allem in den Nacken sausen zu lassen, worüber er stolperte. Das Messer lag in meiner Hand – nicht dass es von großem Nutzen sein würde. Dachte ich jedenfalls. Rückblickend bin ich froh, dass ich es hatte. Hätten wir es im Haus gelassen und uns nicht damit aufgehalten, dann wäre die Sache anders gelaufen, da bin ich ziemlich sicher.

»Ich habe Sie für ein Reh gehalten«, sagte mein Vater.

Von dort, wo ich stand, konnte ich nicht sehen, mit wem er sprach. Ich erinnere mich aber, dass ich Hoffnung schöpfte. Allein der Gedanke, dass er mit einer anderen Person redete. Das zeigte, dass wir entgegen dem

Anschein nicht allein waren. Für eine Minute fühlte ich einen Funken Hoffnung.

Etwa in diesem Moment fluchte Vater. Er wich sogar einen Schritt zurück. Irgendetwas hatte ihn kalt erwischt. Ich rief leise nach ihm, um zu sehen, ob alles in Ordnung war, aber er antwortete nicht. Er hob nur die Axt und warnte – wer auch immer dort war –, keinen Schritt näher zu kommen. Seine Stimme klang drohend, aber sein Körper zitterte sichtlich vor Angst und strafte seinen Tonfall Lügen.

Ich glaube, ich versuchte ein paarmal, seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, aber er reagierte nicht ein einziges Mal, und dann sah ich – von der anderen Seite des Baumes aus –, warum.

## HEUTE

Das Fleisch bewegte sich wieder und holte mich ins Hier und Jetzt zurück. Ich merkte, dass Vater mich beobachtete. Er kaute sein Essen und schien genervt, weil ich meins nicht anrührte. Ein schneller Blick zu Mutter und Schwesterchen – sie starrten mich ebenfalls an. Essen zu verschwenden ist eine Sünde.

»Hast du keinen Hunger?«, fragte Vater.

Seine dunklen Augen sahen aus, als würden sie langsam schwarz. Das passierte, wenn er wütend war. Ich versuchte es zu ignorieren. Es konnte auch einfach an dem trüben Kerzenlicht liegen, dass sie so wirkten.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Ich war einen Moment weggetreten.«

»Schon gut.«

Er schaufelte den Rest seiner Mahlzeit in den Mund und schluckte ihn hinunter, bevor er die heikle Frage stellte: »Und was habt ihr heute alle so gemacht?«

Als sich die Dinge veränderten – nach dem ersten *Fleisch*, das wir aßen –, erkundigte sich Vater oft danach. Natürlich wusste er genau, wie wir unsere Tage verbrachten. Das Haus war gar nicht groß genug, um unsere Aktivitäten zu verheimlichen. Schon gar nicht vor jemandem, der *wirklich* wissen wollte, was vorging, und Vater war definitiv so ein Mensch. Er musste wissen, was vorging. Das hatte er zu seiner Mission gemacht. Zu wissen, wo sich jeder aufhielt und was in seinen vier Wänden geschah, verschaffte ihm ein bisschen mehr Kontrolle über die Situation. Es reduzierte die Möglichkeiten, dass die Dinge schief liefen. Mit diesem Hintergedanken im Kopf wollte er die Wahrheit gar nicht wissen, wenn er die Frage stellte. Er wollte nicht wissen, was wir wirklich taten, ebenso wenig, wie wir das mit ihm diskutieren wollten.

Er wollte eine Lüge. Wenn man bedenkt, was (oder wer) da vor uns lag, wünschte er sich vielleicht nur eine Möglichkeit, sich wieder normal zu fühlen. Selbst wenn es eine Lüge war.

»Was habt ihr heute gemacht?«, fragte Vater.

Unsere erste Antwort war, wir hätten durchs Fenster nach *ihnen* Ausschau gehalten.

»Erzählt mir nichts«, unterbrach er uns. »Sagt mir, was ihr getan hättet. An einem gewöhnlichen Tag. Das ist es,

was ich hören will. Eure Mutter und ich. Das wollen wir hören.«

»Ich habe diesen Jungen getroffen«, sagte Schwesterchen. Sie beobachtete das Fleisch, das trotz des Blutverlusts langsam wieder zur Besinnung kam. Ich war erstaunt. Normalerweise wachen sie nicht mehr auf, wenn sie erst mal bewusstlos sind. »Er ist gerade erst aus dem Norden in unsere Gegend gezogen. Aus irgendeinem Grund hat er Gefallen an mir gefunden und sich mir vor allen anderen in der Klasse vorgestellt. Es ist komisch«, fuhr sie fort, »wir haben uns gerade erst kennengelernt, aber wir haben so viel gemeinsam. Wir mögen die gleichen Fernsehsendungen, wir wollen beide Ärzte werden, lieben Tiere ... Er ist wirklich nett. Wir treffen uns morgen zum Mittagessen. Wer weiß, vielleicht lädt er mich schon zum Abschlussball ein ...«

»Warum auch nicht? Du bist wunderschön!« Vater lächelte.

Er hatte recht. Sie war wunderschön. Strahlend blaue Augen, die trotz des matten Lichts, das die im Raum verteilten Kerzen spendeten, funkelten wie Edelsteine. Lange Wimpern. Einzigartig blondes Haar und volle Lippen, die zum Küssen einluden. Eine perfekte 36, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob sie von Natur aus so schlank ist oder ob es vom Nahrungsmangel kommt. In Anbetracht ihrer restlichen Erscheinung vermute ich Ersteres.

Ich verstehe bis heute nicht, wie ein solches Geschöpf von Mutter und Vater abstammen kann. Keiner von ihnen war mager, keiner hatte blondes Haar (beide

dunkles) und keiner hatte blaue Augen (die von Vater waren dunkelbraun und Mutter hatte grüne Augen). Abgesehen vom Gewicht (ich bin auch ziemlich schlank) scheine zumindest ich mit meinen dunklen Augen und Haaren ihre Gene geerbt zu haben. Zum Glück habe ich Vaters Größe mitbekommen – wir sind beide 1,88 groß.

Das Fleisch begann laut zu werden, als es begriff, dass es nicht geträumt hatte. Wir taten unser Bestes, es zu ignorieren, während Vater mich ansah – er wartete auf meine Antwort. Ich hasste diese Fragen. Es war schwer, mich daran zu erinnern, was ich vor der Bombe gern getan hatte, vor alldem. Bin ich vor dem Ganzen überhaupt alltäglichen Beschäftigungen nachgegangen? Ich kann mich nicht daran erinnern. Habe ich mit Freunden Computer gespielt? Bin ich gern zum Trinken und Tanzen ausgegangen? War ich überhaupt gesellig? Ich habe nicht das Gefühl, dass es so war. Eher als hätte ich es vorgezogen, mich allein zu beschäftigen. Vielleicht.

»Nun?«, drängte Vater.

Mutter spürte, dass ich darum kämpfte, mir etwas einfallen zu lassen, das als zufriedenstellend erachtet wurde, deshalb redete sie dazwischen. »Ich war shoppen«, sagte sie, während sie einen weiteren Bissen von dem fleischigen Chaos auf ihrem Teller nahm. Sie leckte sich die Lippen.

»Oh?«

»Ich habe ein traumhaftes Kleid entdeckt. Lang, fließend ...«

»Welche Farbe?«

»Rot.«

»Passende Schuhe?« Mit einem Lächeln ließ sich Vater auf Mutters Gedankenspiel ein. Er genoss die Gelegenheit, sich in eine andere (bessere) Welt zu flüchten.

»High Heels. Ich kann sie nirgendwo anziehen, zugeben, aber ich habe gehofft, wenn du mich darin gesehen hättest, würdest du mich ausführen wollen ...«

Vater fiel ihr ins Wort. »Ins beste Restaurant! Es gäbe ein Klavier in der Ecke. Ein Pianist spielt mühelos eine leise Melodie, während die Gäste an den umgebenden Tischen feinste Kochkunst aus aller Herren Länder genießen. Das gedämpfte Murmeln vom fröhlichen Geplauder der Stammgäste mit dem Personal, das sich eifrig erkundigt, ob alle versorgt sind. Das gelegentliche Gläserklingen, wenn auf verschiedene Anlässe angestoßen wird. Ich würde den Fisch nehmen«, fuhr er fort. »Was würdest du dir aussuchen?«

Bei der Vorstellung von Fisch leuchteten Mutters Augen. Wir hatten keinen Fisch mehr gehabt, seit das alles angefangen hatte. Keinen richtig frischen Fisch. Die ursprünglichen Hausbesitzer hatten ein paar Fischstäbchen im Tiefkühlfach, die wir aßen, aber das ist nicht das Gleiche.

»Ich würde auch den Fisch nehmen!«

»Und dann, während wir unsere Vorspeisen genießen – ich hätte übrigens Pastete –, würde ich dir sagen, wie wunderschön du in dem Kleid aussiehst.«

»Und ich würde mich bei dir bedanken ...«

»Und dann würde ich fragen, ob du es mit meiner Kreditkarte gekauft hast.«

»Und ich würde unschuldig lächeln und mit den Lidern flattern.«

»Und schon hätte ich meine Antwort«, lachte er. Er seufzte, als er das Tranchiermesser aufhob, das neben dem Kopf des Bratens lag. »Will noch jemand Nachschlag?«, fragte er, als er das Messer quer über den Hals des Fleisches zog, sodass das Blut durch den Raum spritzte.

Spare in der Zeit, dann hast du in der Not.

## EINE SPUR VON MENSCHLICHKEIT

Ich saß in der Dunkelheit auf meiner Bettkante. Die Kerze hatte ich bei Schwesterchen gelassen. Die waren ebenso rationiert worden wie die Lebensmittel. Eine pro Schlafzimmer. So lauteten die Regeln, die Vater eingeführt hatte, und so kam es, dass Schwesterchen und ich gezwungen waren, uns ein Zimmer zu teilen (wir hatten eigentlich keine Wahl, weil das Haus nur zwei Schlafzimmer hatte). Selbst wenn es mehr Räume gegeben hätte, hätte Vater darauf bestanden, dass wir uns eins teilten. In der Gruppe ist man stärker; er war krankhaft misstrauisch, dass sich mitten in der Nacht irgendwelches zwielichtige Gesindel ins Haus schlich und uns im Schlaf die Kehlen durchschnitt. Die Wahrscheinlichkeit, dass das passierte, war geringer, wenn wir in gemeinsamen Zimmern schliefen. Schwesterchen und ich im einen, Mutter und Vater im anderen.

Schwesterchen war noch mit Mutter und Vater unten geblieben, um über vergangene Zeiten zu plaudern, die nur sie sich ausmalen konnten (Shopping,



Kneipenabende, Ausgehen mit Freunden – das Übliche). Sie ließ mir meinen Freiraum. Ich hatte sie nicht darum gebeten, aber sie wusste, dass ich nach dem Essen gern ein bisschen Zeit für mich hatte. Eine kleine Ruhephase für den Versuch, zu vergessen, was wir gerade getan hatten. Damit meine ich die Person, die wir eben beseitigt hatten.

Sie wussten alle, dass ich nach einem großen Familienessen mit meinem Verstand zu kämpfen hatte. Ich bin sicher, dass sie in gewisser Weise das Gleiche fühlten. Sie konnten wohl nur besser damit umgehen als ich, schätze ich.

Meine Gedanken?

Es waren nicht so sehr meine Gedanken, mit denen ich mich herumschlug.

Es war mein Schuldgefühl.

In Hinblick auf den Verstand war Vater natürlich eine große Hilfe. Er sagte: »Läge keiner von ihnen dort auf dem Tisch, dann wäre einer von uns daran festgebunden, und einer von ihnen säße mit dem Tranchiermesser am Kopfende.«

Damit hatte er auch recht. Wir wussten es alle, aber es spielte keine Rolle. Es ließ mir einfach keine Ruhe. Sie waren immer noch Menschen.

»Nein – sind sie nicht. Sie sind Fleisch. Nicht mehr und nicht weniger. Vergiss das nicht!«, hatte Vater gerufen, als ich zum ersten Mal versuchte, der Familie klarzumachen, dass wir so nicht leben konnten.

Ich hatte ihnen gesagt, dass wir abhauen mussten. Wir mussten das Haus verlassen. Uns auf die Suche nach einer Stadt machen – oder wenigstens einem Zeltlager. Ich hatte

ihnen gesagt, dass wir hier hausten wie Wilde, und nach allem, was wir wussten, lag die Zivilisation gleich um die Ecke. Irgendeine Art von wiederaufgebaute Gesellschaft, die in den Ruinen der ehemaligen Städte lebte. Vater hatte jedoch eine Antwort darauf. Er hatte auf alles eine Antwort.

»Sie sind da draußen. Wir würden nicht mal die erste Nacht überleben«, sagte er.

Ich ließ mich auf keine Diskussion ein. Es hatte keinen Zweck. Er hatte recht. Natürlich hatte er recht. Sie warteten da draußen auf uns. Schon wenn nur einer von ihnen gegen meinen Vater und mich stand, mussten wir uns anstrengen, ihn aufzuhalten. Und wenn wir weitere am Horizont auftauchen sahen, wussten wir, dass es aussichtslos war. Sie hätten uns in Stücke gerissen.

Mutter und Schwesterchen hätten keine Chance gegen sie gehabt. Auf keinen Fall. Wir würden die Nacht nicht überleben.

Die Tür ging auf und meine Schwester kam herein, die Kerze krampfhaft mit der Hand umklammert, und lächelte mich verständnisvoll an. Sie wusste, was ich durchmachte. Schließlich hatte sie selbst dasselbe hinter sich – genau wie Mutter und Vater. Ich kann mich nicht an viel erinnern, aber sehr wohl an den Ausdruck auf den Gesichtern an dem Abend, als wir zum ersten Mal um Fleisch herumsaßen. Alle wirkten angewidert davon, wie weit es mit uns gekommen war. Vaters Hand – heutzutage sicher mit dem Messer – zitterte wie Herbstlaub am Ast eines sterbenden Baums.

»Alles okay?«, fragte sie. Bevor sie sich neben mich aufs Bett setzte, ging sie zur Kommode hinüber und stellte die Kerze in einen der Halter.

»Denkst du je darüber nach, ob da draußen noch jemand anderer ist? Ich meine außer *ihnen* und den sonderbaren Überlebenden?«

»Wie meinst du das?«

»Glaubst du, es gibt Familien da draußen, die so leben wie wir?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht.« Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht. Warum?«

Ich antwortete nicht. Ich wusste, wenn ich es täte, würde es nur zu einem Streit in der Hausgemeinschaft führen, und darauf hatte ich keine Lust. Besonders als ich erkannte, dass nur das Schuldgefühl nach dem Essen aus mir sprach. Morgen würde es mir wieder gut gehen. Morgen würde ich wieder alles tun, nur um zu überleben. Das war der Grund, warum wir letztendlich dem Weg folgten, den wir ursprünglich eingeschlagen hatten.

»Komm her!« Sie zog mich an sich und küsste mich liebevoll auf den Mund. Ihre Hand schlängelte sich über meine Brust zu meiner Jeans, wo sie zweifellos eine Wölbung erwartete, die sich gegen den Stoff drückte. Sie wurde enttäuscht. In ihren Augen lag die unausgesprochene Frage, was los war.

»Macht's dir was aus, wenn wir es heute Abend sein lassen?«, fragte ich.

»Du bist es mir schuldig!«, zischte sie. Hart rieb sie meinen Unterleib, um eine Erektion auszulösen, bevor sie meine Jeans aufknöpfte. Sie rutschte vom Bett, kniete sich vor mich und zerrte die Jeans bis zu meinen Knöcheln herunter. Ich hätte wissen müssen, dass die lebenswürdige, fürsorgliche Schwester nicht lange da sein würde, bevor das Tier die Kontrolle übernahm. Ihr

warmer Mund schloss sich um meinen schlaffen Schwanz und sie begann, sich auf und ab zu bewegen – zweifellos war sie entschlossen, mich zu einer Erektion zu zwingen.

Ich schauderte. Nicht weil es schmerzhaft gewesen wäre. Eigentlich war es ziemlich angenehm, trotz meiner festen Absicht, es zu ignorieren. Ich schauderte angesichts dessen, was die Lage der Welt aus ihr gemacht hatte. Was aus uns allen geworden war. Wir hatten uns zu etwas entwickelt, von dem keiner von uns – vor der Bombe – jemals auch nur geträumt hätte. Während die Tage und Monate weiter verflossen, verschwanden auch die letzten Spuren von Menschlichkeit.

Dank dem, was meine Schwester mit Hand und Mund vollführte, dauerte es nicht lange, bis ich einen Steifen bekam. Sie stand auf und stieß mich nach hinten aufs Bett. Wortlos und ohne jedes weitere Vorspiel stieg sie aus ihrer Jeans und zog ihr Höschen zur Seite, bevor sie sich auf meinen Schwanz setzte.

»Und du solltest besser dafür sorgen, dass ich komme!«, forderte sie.

Ich schloss die Augen, als sie anfang, auf mir herumzuhüpfen und zu grunzen wie eine Besessene. Mein Verstand entführte mich in eine bessere Welt. Eine Welt, in der alles normal war. Wo wir alle in der Lage waren, unsere Menschlichkeit zu behalten und uns davor zu bewahren, zu dem zu werden, in was auch immer wir uns schon beinahe verwandelt hatten.

»Du bist so verdammt erbärmlich!«, spie sie mir entgegen, als ihr klar wurde, was ich zu tun versuchte. Eine entfernte Erinnerung daran, wie sie war, als wir zum ersten Mal beisammenlagen ...



[www.mattshawpublications.co.uk](http://www.mattshawpublications.co.uk)

MATT SHAW ist verrückt – verrückt nach Extreme Horror. Er hat in Eigenregie schon Dutzende solcher Titel veröffentlicht. Seine ständig wachsende Fangemeinde vergleicht sie mit Werken von Richard Laymon und Edward Lee, aber auch mit denen von Stephen King – nun, zumindest sind sie sehr brutal und krank, möglicherweise sogar genial ...

Matt ist ein großer Bewunderer von Roald Dahl (er hat sich ein Tattoo des Schriftstellers auf den Arm stechen lassen) und quatscht ständig über Filme. Er lebt mit seiner Frau Marie, der Katze Nellie und den drei Ratten Roland, Splinter und Spike in Southampton, England.